Zeitschrift: Mariastein : Monatsblätter zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Pilgern und Heiligtum

Herausgeber: Benediktiner von Mariastein

Band: 74 (1997)

Heft: 7

Artikel: Der Gregorianische Choral : Sein Wesen, seine Geschichte, sein Repertoire und die heutige Praxis. 2

Autor: Russi, Armin

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1030402

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Gregorianische Choral: Sein Wesen, seine Geschichte, sein Repertoire und die heutige Praxis (2)

P. Armin Russi

3. Geschichten des Gregorianischen Chorals

3.1 Frühgeschichte

3.1.1 Die Wurzeln

Die sehr komplexen Anfänge des Gregorianischen Chorals liegen weitgehend im dunkeln. Die Wurzeln jedoch reichen bis auf die synagogalen Gesänge zurück. Mit diesen hat der Gregorianische Choral das Prinzip der innigen Verbindung mit dem Text gemeinsam. Verschiedene Formen des Psalmengesangs lehnen sich an die Gesangsgewohnheiten der jüdischen Liturgie an. Bei beiden ist die Melodieführung durch Verharren auf bestimmten Tonstufen über mehrere Silben hinweg und die Bevorzugung kleiner Intervalle charakteristisch. Wie weit auch Einflüsse anderer liturgischer und nichtliturgischer Gesangs- und Musiktraditionen des Orients und des Mittelmeerraums vorhanden sind, lässt sich nicht genau feststellen. Der Gregorianische Choral ist eine Musikform, die von der christlich-abendländischen Spiritualität und Kultur hervorgebracht wurde.

Zu den ältesten Gesängen gehören die Hymnen. Einige sind schon im 4. Jahrhundert nachweisbar. Die schriftliche Fixierung ihrer Melodien erfolgte jedoch viel später. Einer der berühmtesten Hymnendichter war Ambrosius (339–397), Bischof von Mailand. Sein bekanntester Hymnus ist das «Te Deum laudamus», das uns in der deutschen Fassung als Lied: «Grosser Gott, wir loben dich…» bekannt ist.

3.1.2 Name und Ort der Entstehung

Der Gregorianische Choral wird nach Papst Gregor dem Grossen, der von 590 bis 604 Papst war, benannt. Lange Zeit wurde fromm geglaubt, er sei der Autor dieser Gesänge. Doch wissen wir heute mit Sicherheit, dass dies nicht der Fall ist. Die Gesänge, die man zu seiner Zeit in Rom sang, sind zwar dem, was wir heute gregorianisch nennen, nicht unähnlich, es bestehen aber auch beträchtliche Unterschiede. Sie bilden ein eigenständiges musikalisches Repertoire, das «altrömisch» genannt wird. Wann und wo aber ist das entstanden, was wir heute als authentisches gregorianisches Repertoire bezeichnen? Mit letztverbindlicher Sicherheit lässt sich das kaum sagen. Entstand es in Rom unter Papst Vitalian um 660? Entstand es nördlich der Alpen im Frankenreich? Jedenfalls wurde von hier aus vom 9. Jahrhundert an das gregorianische Repertoire mit kaiserlich-staatlicher Gewalt über ganz Westeuropa verbreitet und verpflichtend gemacht. Wir haben allerdings keine Ahnung, wo diese Umformung entstanden ist und wer es wagen konnte, die von König Pippin (751–768) aus Rom erbetenen

Gesänge umzuformen, zumal es auch keinen Grund zu geben scheint, warum dies geschehen sollte.

3.1.3 Die ältesten Zeugnisse

Aus dem 8./9. Jahrhundert gibt es Handschriften, die bereits das heutige Repertoire des Gregorianischen Chorals enthalten, aber noch ohne Notation. Sie überliefern uns also nur die Texte und sind bezeugt an verschiedenen Orten Norditaliens, im nördlichen Bereich der Alpen und im heutigen französischen Raum. Diese Handschriften sind denn auch mehr eine Art Verzeichnisse, die manchmal aber bereits die Gesänge nach den 8 Tönen (sogenannte Tonare) einordnen. Für unseren Kulturbereich ist ein sogenanntes Graduale von Rheinau, das um 800 entstanden ist, von Bedeutung. Zeichen, die den melodischen Verlauf der Stücke weitergeben, scheint es nicht vor dem Ende des 9. Jahrhunderts gegeben zu haben. In der Zeit des 8. bis 10. Jahrhunderts erreicht auch die mittelalterliche Musiktheorie einen ersten Höhepunkt.

3.2. Blütezeit (und Anfang der Dekadenz)

3.2.1 Von der mündlichen zur schriftlichen Weitergabe

Das Faszinierende an der Frühzeit des Gregorianischen Chorals ist die Tatsache, dass über lange Zeit hinweg die Gesänge mündlich überliefert wurden. Ein riesiges Repertoire wurde auswendig gelernt, gesungen und weitergegeben. Aus der Gefahr heraus, diese mündlich tradierten Melodien nicht mehr länger fehlerfrei aus dem Gedächtnis heraus interpretieren zu können, und vielleicht auch aus derjenigen, dass sich an verschiedenen Orten lokale musikalische «Eigenheiten» zu entwickeln begannen, fing man an, die Texte und die Neumen (Dirigierzeichen, die rhythmische Nuancen anzeigen) aufzuschreiben. Interessant ist, dass sich in Europa fast gleichzeitig verschiedene Neumenhandschriften entwickelten. Ebenso faszinierend ist die Tatsache, dass die ältesten Handschriften der verschiedenen Familien ein Repertoire überliefern, das fast identisch ist und eigentlich nur ganz wenige Abweichungen aufweist. Am Anfang war also eine (mündlich überlieferte) grosse Einheit vorhanden. Um so faszinierender ist das, wenn man die damaligen Kommunikationsmöglichkeiten und die Reisebedingungen mit in Betracht zieht.

3.2.2 Die ältesten Handschriftenfamilien

Von der Zeit um 900 an begegnen uns die ersten Handschriften mit Neumen. Grundsätzlich lassen sich zwei Familien unterscheiden: Die einen (hauptsächlich im alemannischen Raum, in Mittel- und Nordfrankreich) schreiben die Neumen nicht so über den Text, dass damit bereits auch die Melodie mehr als nur andeutungsweise abgelesen werden könnte. Die Melodien mussten also weiterhin auswendig gewusst und weitertradiert werden. Der Chorleiter hatte ein Buch und alle Sänger schauten ihn an, um so auf die kleinsten Nuancen seines Dirigierens zu achten und darauf zu reagieren. (Das ist ein Traumzustand, von dem sicher jeder Chorleiter träumt!) Zu den ältesten Handschriften dieser Art gehören das sogenannte Cantatorium, der Codex 359 der Stiftsbibliothek St. Gallen, geschrieben um 923, der Codex 121 der Stiftsbibliothek von Einsiedeln, geschrieben nach 934. Diese gehören zur sogenannten St. Galler Schreibfamilie. Ein wichtiger Codex aus dem lothringischen Raum ist der Codex 239 der Bibliothek von Laon, geschrieben um 930. Diese drei Handschriften sind denn auch für die heutige Interpretation bezüglich der rhythmischen Details von grösster Bedeutung.

Knapp 100 Jahre später begann man (vor allem in Südfrankreich) Handschriften zu verfassen, die mit Hilfe von sichtbaren oder vorgestellten oder eingeritzten Notenlinien die Neumen so setzten, dass gleichzeitig der Verlauf der Melodie herausgelesen werden konnte. Die ältesten dieser Handschriften sind vor allem für die Rekonstruktion der ursprünglichen Melodien wichtig.

Es ist erstaunlich, dass man in relativ kurzer Zeit überall in Europa anfing, die vorher mündlich überlieferte Tradition der Gregorianik aufzuschreiben. Konnten die Chorleiter und Sängergruppen die Melodien nicht mehr länger fehlerfrei im Gedächtnis behalten? Bereits in denjenigen Handschriften, die neben den rhythmischen Feinheiten auch die Tonhöhe angeben, zeigen sich (zwar noch nicht so

bedeutende) regionale Unterschiede, die immer mehr zu regionalen Gregorianik-Dialekten führten. Ein solcher Dialekt ist der germanische Dialekt, den z. B. die Schweizer Benediktiner in ihrem «Antiphonarium monasticum» noch heute singen. Charakteristische Zeichen für diese regionalen Eigenheiten sind: Weglassen von einzelnen Tönen, Abändern von wichtigen Tonstufen. Daneben ging eine Nivellierung der rhythmischen Feinheiten einher. Die Handschriften, die jetzt immer noch geschrieben wurden, reichen an Feinheit und Eleganz nicht mehr an die älteren heran. Somit verschwanden die wahre Natur und die rhythmische Vielfalt der Gregorianik immer mehr.

3.2.3 Erweiterung und Verfall des Repertoires

Vom 10. Jahrhundert an entstanden neue Kompositionen für neueingeführte liturgische Feste. Für das Ordinarium (Kyrie, Gloria, Sanctus, Agnus Dei) entstanden neue tonreiche Melodien. Infolge mangelnder Fantasie wiederholen sich Motive in den Gesängen sehr oft. Auch ertrug man die reichen melodischen Melismen (reiche Tongruppen) über einzelnen Silben nicht mehr. Man schuf sogenannte Tropen, indem man diesen authentischen Melodien Prosa- oder metrisch gebundene Texte unterlegte. Die Töne mussten also mit möglichst viel Text gefüllt werden. Die Wort-Ton-Beziehung, die für die Gregorianik so charakteristisch ist, wurde dadurch immer mehr zerstört.

Ein weiteres Element, das zum Verfall der Gregorianik führte, war die Entwicklung der Architektur. Die fast intimen Räume einer frühromanischen oder karolingischen Kirche waren wie geschaffen für eine Interpretation der Gregorianik mit ihren subtilen rhythmischen Details. Immer grössere Kirchenräume veränderten die Akustik. In den grossen Kirchenräumen liessen sich die Gesänge nicht mehr in der gleichen Feinheit interpretieren wie früher. Es wurde lauter und immer gleichmässiger gesungen, die Feinheiten verschwanden. Hand in Hand mit dieser akustischen Verflachung ging auch ein Verflachen der Buchkunst. Die neuen Codices wiesen längst nicht mehr jene künstlerische Subtilität und Kunstfertigkeit auf wie vorher.

Ebenso bewirkte das Aufkommen der Mehrstimmigkeit, dass die Gregorianik immer mehr ins Hintertreffen geriet. Aber es drohte ihr auch Gefahr von innen: Man verstümmelte die Melodien immer mehr, beschnitt sie und glaubte dabei, sie von barbarischen Wucherungen zu befreien und somit der reinen Lehre einen Dienst zu erweisen. Diese negative Entwicklung erreichte ihren Höhepunkt in der sogenannten «Medicea». Diese Choralausgabe des Tridentischen Konzils, geschaffen in der Absicht, Verbesserungen vorzunehmen, indem sie fragwürdig und willkürlich Melodievereinfachungen, Beschneidung von Melismen vornahm, um die «Barbarismen» in diesen Gesängen auszutilgen, erschien im Jahre 1614 in Rom und wurde in der Medicaeischen Druckerei (benannt nach dem Kardinal Ferdinand von Medici) gedruckt. Somit war die Gregorianik bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt.

1873 wurde diese Ausgabe im Gefolge des «Cäcilianismus» sogar in Regensburg neu aufgelegt und durch ein Breve Pius IX. empfohlen.

Im 17. und 18. Jahrhundert entstanden «pseudogregorianische» Melodien, wie z. B. das einfache «Salve Regina». Vom Ende des 19. Jahrhunderts an fand auch eine grosse Produktion von «neogregorianischen» Melodien statt, die gebraucht wurden für neu entstandene Feste wie: Christ-König, Herz-Jesu, Unbefleckte Empfängnis, z. T. auch Mariä Himmelfahrt.

3.3 Die Wiederentdeckung und die Restauration des Gregorianischen Chorals

In Frankreich brach kurz vor der Mitte des 19. Jahrhunderts ein neues monastisches Leben auf. Getragen vom Geist der Romantik, die die Welt des Mittelalters im Baustil (Neuromanik und Neogotik) rekonstruieren wollte, gehörten natürlich auch die entsprechenden Gesänge dazu. Man suchte, fand und fotografierte alte Handschriften und gab sie als Faksimile heraus. Die Reihe der «Paléographie Musicale» erschien ab 1889 in der Benediktinerabtei Solesmes.

3.3.1 Erster Abschnitt der Restauration

Angetan von der unvergleichlichen Schönheit der ursprünglichen Melodien, die von den ältesten Handschriften in so wunderbarer Treue und Übereinstimmung überliefert wurde, begann man wieder Choral zu singen. Noch aber war die Medicea durch ein dreissigjähriges Privileg des Papstes als einzig gültige Ausgabe legitimiert. Doch konnte die beschnittene Schrumpfform dieser Ausgabe nicht auf Dauer gegen die ursprüngliche Schönheit der Gregorianik ankämpfen.

Die entscheidende Wende trat ein, als 1903 Giuseppe Sarto als Pius X. den päpstlichen Thron bestieg. Er kannte die Ausgaben von Solesmes und wusste um die Notwendigkeit, die ursprüngliche Form der Gregorianik wiederherstellen zu müssen und zu wollen. Noch im selben Jahr erliess er ein Motu proprio, das einer Neuausgabe der gregorianischen Gesänge den Weg ebnete. Zwar gab es anschliessend noch etliches Gerangel unter den Franzosen und den Deutschen, aber auch unter den Franzosen selber. Unter Dom Pothier, Mönch von Solesmes und später Abt von Saint-Wandrille in Belgien, kam 1908 das «Graduale Romanum» (Editio typica, genannt: Vaticana) heraus.

Leider gab es in dieser Zeit auch etliche Fehlentwicklungen. In der Meinung, die Gregorianik in ein rhythmisches System gleichsam wie in ein Korsett pressen zu müssen, gab es in dieser Richtung verschiedene Versuche. Am meisten bekannt ist bei uns die sogenannte Solesmenser Tradition, die sich eine solche rhythmische Theorie zu eigen machte. Rhythmische Zeichen in Form von waagrechten und senkrechten Strichen (Episeme) und Dehnungspunkten, die der Quadratnotation beigegeben wurden, sollten es ermöglichen, nach diesem System zu singen, bei dem jeder Ton gleich lang sein sollte (Äqualismus). Diese Zeichen befinden sich (leider!) auch heute noch in den offiziellen Vaticana-Ausgaben, obwohl sie längst überholt sind und zur richtigen Interpretation der Gregorianik nichts beitragen, im Gegenteil! Seit Jahrzehnten hatte und hat Solesmes ein Monopol bezüglich des Druckes und der Herausgabe von neuen Gregorianik-Büchern.

3.3.2 Neue Horizonte: Paläographie und Semiologie

Die letzte Phase der heutigen Entwicklung geht wieder auf Solesmes zurück. Sie beginnt in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts und ist untrennbar mit Dom Eugène Cardine (1905–1988) verbunden. Er begann mit wissenschaftlicher Genauigkeit, die alten Handschriften zu erforschen, und suchte nach einer Logik, die helfen konnte, die Gesänge zu interpretieren. Er konnte dabei auf bereits geleistete Arbeit seiner Mitbrüder zurückgreifen, die im Laufe der Zeit alle wichtigen Handschriften untersucht und geordnet hatten. «Die Paläographie» untersucht die verschiedenen Neumen der Handschriften und vergleicht sie miteinander. Zur Interpretation helfen diese Forschungsergebnisse aber eigentlich noch nicht allzuviel.

Als Eugène Cardine 1952 Professor für Paläographie am Päpstlichen Institut für Kirchenmusik in Rom wurde, entwickelte er einen neuen Wissenschaftszweig, die sogenannte «Semiologie». Er stellte sie 1954 zum ersten Mal am 2. Internationalen Kongress für Katholische Kirchenmusik in Wien vor. Das grundlegende Werk «Semiologia Gregoriana»

Kurhaus Kreuz, Mariastein

10 Einzelzimmer, 14 Doppelzimmer, alle mit Dusche/WC, Telefon und Radio.
Lift, schöne Parkanlagen, Tagungsräume.
Einzelgäste und Gruppen, Ferien, Besinnung, Tagungen, Seminare.

Leitung: Erlenbader Franziskanerinnen

Telefon 061 / 731 15 75
Telefax 061 / 731 28 92

erschien 1968 und wurde in viele Sprachen, sogar ins Japanische übersetzt. Diese Wissenschaft untersucht zuerst einmal die Vielfalt der Neumenzeichen für ein und dieselbe Tonfolge und sucht die innere Logik für die vom Schreiber gewählte Graphie zu erkennen. So kann die musikalische Bedeutung der Zeichen erschlossen werden. Diese Erkenntnis hilft nun sozusagen als Brücke zwischen der Paläographie und der Ästhetik, die Gesänge rhythmisch differenziert und somit auch lebendig zu interpretieren. Wenn man nach den Neumen singt, spürt man die Unzulänglichkeit der Quadratnotation, wie sie uns in den heutigen Büchern vor Augen geführt wird, immer mehr. Sie kann rhythmische Feinheiten kaum oder überhaupt nicht ausdrücken. So bleibt Gregorianik etwas Statisches, das nicht lebt. Ebenso kann man auf Grund der alten Handschriften feststellen, dass viele Melodien ungenau überliefert sind und Melodiekorrekturen notwendig sind, die manchmal nur durch zwei drei Töne, die anders gesungen werden müssen, die Stücke ganz anders wirken lassen. Seit längerer Zeit schon arbeitet eine Gruppe von Fachleuten im deutschen Sprachraum an der Restitution der ursprünglichen Melodien, und es bleibt zu hoffen, dass ihre Arbeitsergebnisse möglichst bald gedruckt erscheinen, damit die ursprüngliche Schönheit der Melodien zusammen mit den rhythmischen Feinheiten dieser Gesänge der Gregorianik zu neuem Leben verhelfen.

Immer mehr mache ich die Erfahrung, dass Gruppen, die bisher Gregorianik so recht und schlecht gesungen haben, schon nach kurzer Zeit das grosse Aha-Erlebnis haben, wenn sie nach den Neumen singen. «Das fängt ja an zu leben!», ist ihr erstaunter Ausruf. Was gäbe es Besseres und Schöneres für die Zukunft als diese Tatsache, dass Gregorianik wieder (im doppelten Sinn des Wortes) zu leben anfängt.

(Fortsetzung folgt)

Wir gedenken der verstorbenen Freunde und Wohltäter

Frau Bertha Plüss, Arlesheim
Herr August Stöcklin-Brodmann, Ettingen
Herr Karl Freudemann-Franz, Basel
Herr Dr. Max Gressly, Solothurn
Frau Lina Stebler-Stebler, Nunningen
Frau Gertrud Studer, Wittnau
Herr Werner Degen-Vogel, Oberwil/BL
Herr Oswald Stöcklin, Aesch/BL
Schwester Angela Maria Minikus, Brunnen
Herr Franz Müller, Basel
Herr Andri Peduzzi, Basel
Herr Alfred Lanz-Stöckli, Therwil
Herr Arnold Ackermann-Lindenberger, Fehren
Frau Adele Hasenböhler, Therwil
Frau Anna Borer-Hänggi, Basel
Frau Emma Heller-Dichtenmüller, Basel
Herr Josef Koch, Erlenbach/ZH
Herr Erwin Müller-Joray, Liesberg
Herr Hans Stöckli-Brülhart, Subingen
Frau Charlotte Treier, Basel
Herr Markus Borer-Müller, Erschwil
Herr Alfred Anklin, Seedorf
Herr Walter Heer-Duss, Trimbach (Bruder v. Br. Stefan sel.)
Herr Gerold Bisig-Kühne, Bilten (Bruder von P. Benedikt)

Am Sonntag, den 15. Juni 1997, verstarb der langjährige Redaktor dieser Zeitschrift (1954–1977)

P. Dr. theol. Vinzenz Stebler

Wir werden im nächsten Heft seiner gedenken.